

Vogelsang · Geschichte Chinas

Kai Vogelsang

Geschichte Chinas

Mit 54 Abbildungen
und 14 Karten

Reclam



5., aktualisierte und erweiterte Auflage
2013 Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG,
Siemensstraße 32, 71254 Ditzingen
Druck und Bindung: CPI books GmbH,
Birkstraße 10, 25917 Leck
Printed in Germany 2018
RECLAM ist eine eingetragene Marke
der Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart
ISBN 978-3-15-010933-5

www.reclam.de

Inhalt

Einleitung	11
Der Raum	17
Die Zeit	23
<i>Dynastientafel</i> 24	
Die Quellen	26
Zur Einrichtung des Bandes	28
Mythen und Vorgeschichte (ca. 8. Jahrtausend – 13. Jahrhundert v. Chr.). Regionale Kulturen und Herrschaft durch Gewalt	31
<i>Zeittafel</i> 32	
Mythen der Einheit	33
Frühe neolithische Kulturen	35
Archäologie 考古學 37	
Jade 玉 41	
Das späte Neolithikum	44
Die frühe Bronzezeit	47
Bronze 青銅 49	
Die Entstehung Chinas (13.–6. Jahrhundert v. Chr.) Stratifizierung und die Ordnung durch Sitten	52
<i>Zeittafel</i> 53	
Die Shang	54
Die Zhou	62
Klimageschichte 氣候史 65	
Die Rituelle Revolution	68
Schrift 文字 73	
Frühling und Herbst (722–481 v. Chr.)	79
Die neuen Staaten	80
Zahlen 數 81	
Die neue Gesellschaft	86
Das Buch der Lieder 詩經 92	

Das Klassische Altertum (5. Jahrhundert v. Chr. – 23 n. Chr.). Zentrum, Peripherie und die Herrschaft der Schreibstube	97
<i>Zeittafel</i> 99	
Die Kämpfenden Staaten	100
Kriege und Umwälzungen	100
Mohisten und Konfuzianer	106
Die chinesische Sprache 漢語 107	
Daoisten und Naturphilosophen	115
Aberglaube 迷信 120	
Die Legisten und der Aufstieg von Qin	122
Die Gesänge von Chu 楚辭 127	
Die Qin (221–206 v. Chr.)	130
Die Große Mauer 萬里長城 133	
Die Frühere Han (202 v. Chr. – 9 n. Chr.)	139
Zentrum und Peripherie	141
Die frühen Jahre: Harmonie und Nichttun	146
Kaiser 皇帝 147	
Autokratie und Expansion	150
Geschichtsschreibung 史 153	
›Konfuzianismus‹ als Staatsideologie	157
Kanonische Schriften 經 162	
Der Niedergang der Han	164
Die Herrschaft des Wang Mang (9–23 n. Chr.)	166
Erfindungen 發明 169	
Das chinesische Mittelalter (25–755)	
Das Zeitalter des Buddhismus	171
<i>Zeittafel</i> 174	
Die Spätere Han (25–220)	175
Der Wiederanfang der Han	176
Die Seidenstraßen 絲綢之路 180	
Das Ende der Orthodoxie	185
Religiöser Daoismus 道教 187	
Das Ende der Han	190
Bildsteine 畫像石 193	
Die Drei Staaten (220–280)	194
Innerer Zerfall und Wachstum nach außen	196

Reichseinheit und Teilung (280 – 5. Jahrhundert)	201
Die Entstehung der Kunst	205
Papier 紙 209	
Die fremde Religion	213
Das buddhistische Pantheon 佛菩薩 215	
Buddhismus und Herrschaft	219
Die Staaten des Südens	219
Die Staaten des Nordens	221
Die Herrschaft der Tuoba	223
Grottentempel 石窟 225	
Herbst des Mittelalters: die Sui (581–618)	231
Aufbau des Zentralstaates	233
Städte 城市 236	
Der Ruin des Reichs	237
Wasser 水 239	
Das Weltreich der Tang (618–755)	243
Reichseinigung und Konsolidierung	244
Recht 法 245	
Das Weltreich	253
Dunhuang 敦煌 253	
Kaiserin Wu	258
Frauen 女 261	
Das goldene Zeitalter	266
Tee 茶 272	
Der Zerfall der Tang	273
Der Beginn der Neuzeit (755–1270)	
Wirtschaftliche Revolution und die Erfindung der Kultur	278
<i>Zeittafel</i> 281	
Die späte Tang (755–906)	282
Die Rationalisierung der Welt	283
Zerfall der staatlichen Ordnung	289
Japan und China 日漢 291	
Die frühneuzeitliche Wirtschaftsrevolution	294
Die Landwirtschaft	294
Buchdruck 印刷 296	
Der Handel	298
Seefahrt 航海 300	
Städte	302

Die Song und ihre Nachbarn	303
Die Gründung der Song	308
Die Vollendung des Beamtenstaates	310
Prüfungen 科舉 311	
Die Gentrygesellschaft	313
Die Kultur der Gentry	316
Porzellan 瓷器 320	
Der neue Konfuzianismus	321
Reformen und ihr Scheitern	325
Der Verlust des Nordens	330
Das gesplittete Reich	333
Das Reich der Jin	335
Sklaven 奴婢 338	
Die Südliche Song	339
Speisen 飲食 342	
Chinas Wendung nach innen	344
Der Mongolensturm	348
Seuchen 瘟疫 351	
Die Späte Kaiserzeit (1271–1793)	
Soziale Mobilität und staatliche Despotie	355
Zeittafel 357	
China im Mongolenreich	358
Tibet 西藏 364	
Der Untergang der Yuan	369
Die Ming	371
Der despotische Staat	372
Die Pracht Yongles	377
Beijing 北京 378	
Tribut 貢 383	
Die mittlere Ming	385
Der Geist der Zeit	388
Eine Gesellschaft sprengt ihre Fesseln: die späte Ming	390
Suzhou 蘇州 391	
Der Beginn des Welthandels	394
Societas Iesu 耶穌會 396	
Die mediale Revolution	398
Alte Probleme und neue Feinde: das Ende der Ming	402
Korruption 賄賂 403	
Das Ende der Ming	408

Die Qing	410
Kopf oder Zopf: die Eroberung des Reichs	410
Manjurisch 416	
Die Verwaltung des Reichs	417
Der Aufstieg kritischer Gelehrsamkeit	423
Der letzte Glanz des Kaiserreichs	427
Auslandschinesen 華僑 431	
China und Europa	434

Das lange 19. Jahrhundert (1793–1911)

Funktionale Differenzierung und die Erfindung

der Nation	440
<i>Zeittafel</i> 442	
Symptome des Niedergangs	442
Die Opiumkriege	446
Opium 鴉片 447	
Shanghai 上海 458	
Rebellion und Selbststärkung	460
Hongkong 香港 470	
Reform und Revolution	471
China als ›Gesellschaft‹ und ›Nation‹	471
Sport 運動 479	
Von Reform zu Revolution	481

Das moderne China (1912–1978)

Massengesellschaft und Totalitarismus 493

<i>Zeittafel</i> 495	
Nation Building	496
Zivilisation 文明 498	
Der Zerfall der Republik	500
Die neue Kultur	503
Die 4.-Mai-Bewegung	507
Moderner Neukonfuzianismus 現代新儒學 510	
Das Nanjinger Jahrzehnt: 1927–1937	515
Das Ende der Einheitsfront	516
Der Weg in den Krieg	521
Der Lange Marsch nach Yan'an	524
Weltkrieg und Bürgerkrieg	531

Die Volksrepublik China	536
Zhongnanhai 中南海	538
Außenpolitik und Korea-Krieg	539
Die Revolution geht weiter	541
Regierung 政治	544
Tödliche Experimente: Hundert Blumen und Großer Sprung	546
Nationale Minderheiten 少數民族	548
Natur 自然	555
Ein Volk im Krieg: die Kulturrevolution	557
Die Dritte Front 三線	559
Umformung durch Arbeit 勞改	571
Das Ende der Revolution	573
Taiwan 臺灣	577
Chinas zweite Moderne (1978 bis heute)	
Weltgesellschaft und Nationalismus	580
<i>Zeittafel</i>	581
Die Ära Deng Xiaopings	582
Das neue China: Wirtschaftsreformen	583
Sinologie 漢學	588
Das alte China: politische Repression	590
Mao-Kult 毛澤東崇拜	592
Deng Xiaopings »Südreise«	599
Schneller, höher, stärker: die kommende Weltmacht	602
Weltmacht und Weltgesellschaft	603
Ambivalenzen der Weltgesellschaft	608
Der chinesische Traum	617
Literaturhinweise	625
Dank	640
Nachweis der Karten und Abbildungen	641
Register	642
Zum Autor	654

Einleitung

Etwa 1200 v. Chr., Frühling, am achten Tag des Zyklus. Wu Ding, Herrscher der Dynastie Shang, steht im königlichen Ahnentempel, um ihn reich verzierte Opfergefäße aus Bronze, gefüllt mit Fleisch, Getreide und Hirsewein für die Geister der Ahnen. Einer von ihnen muss erzürnt sein, denn Wu Ding hat Zahnschmerzen. Ein Orakelpriester, der neben einem Feuer hockt, nimmt den polierten Brustpanzer einer Schildkröte vom Altar, bohrt einen glühenden Stab hinein und ruft: »Es ist Vater Jia!« – »Pock«, entsteht ein langer Sprung in dem Panzer. Vor den Augen der königlichen Familie versengt der Priester einen anderen Panzer: »Es ist Vater Geng!« – »Pock«, ein weiterer Sprung. Wu Ding befiehlt, ein Schaf und einen Hund als Opfer zu schlachten; mit blutigen Händen hält er die Panzer und sucht in den Sprüngen die Antwort auf die Frage, welcher Ahnengeist seine Zahnschmerzen verursacht.

Um das Jahr 510 v. Chr. Konfuzius steht in der Halle, als sein Sohn, Li, vorbeieilt. »Hast du die Lieder studiert?«, fragt Konfuzius ihn. »Noch nicht«, kommt die Antwort. »Wenn du die Lieder nicht studierst, hast du nichts zu sagen« – woraufhin Li umkehrt, um die Lieder zu studieren. Anderntags will sein Sohn wieder vorbeieilen, doch Konfuzius hält ihn an: »Hast du die Sitten studiert?« »Noch nicht«, entgegnet dieser. »Wenn du die Sitten nicht studierst«, bescheidet ihn Konfuzius, »besitzt du nichts, um zu bestehen.« So kehrt Li abermals um und lernt die Sitten.

873 n. Chr., 8. Tag des 4. Monats. In einer prachtvoll geschmückten Sänfte wird ein Fingerknochen des Buddha feierlich in die Hauptstadt der Tang verbracht. Die Luft ist gefüllt von Weihrauch und dem betörenden Gesang der Mönche, Tausende von Gläubigen säumen die Straßen, um die hochheilige Reliquie zu begrüßen. Der Kaiser selbst erweist ihr, tränenüberströmt, die Ehre. Von allen Seiten drängt das Volk herbei: Männer und Frauen, Arme und Reiche, Junge und Alte. Sie haben gefastet, um der Gnade Buddhas teilhaftig zu werden, nun öffnen sie ihrer Begeisterung alle Ventile. Ihre Rufe lassen die Erde erbeben. Viele kriechen auf Ellbogen und Knien, um Buddha zu ehren, ein Soldat hackt sich in besinnungsloser Hingabe den Arm ab, Mönche stecken sich die Kopfhaut in Brand. Eine Lawine von Ekstatikern wälzt sich durch die Stadt, bis der Knochen den Palast erreicht, wo er in ein kostbar behängtes, vorgewärmtes Bett gelegt wird.

1852, Jahr der Ratte, 9. Tag des 8. Monats. Zehntausend junge (und nicht mehr ganz so junge) Männer sind nach Nanjing gekommen, um die Provinzprüfung abzulegen. Seit ihrem 4. Lebensjahr haben sie für diese Prüfung studiert. Sie haben die Anfangsgründe der chinesischen Schrift erlernt, den *Tausend-Zeichen-Text* und andere Fibeln studiert und schließlich die *Vier Bücher* und die *Fünf Kanonischen Schriften* auswendig gelernt, fast eine halbe Million Zeichen. Mindestens drei Prüfungen haben sie schon hinter sich, doch die schwerste steht ihnen noch bevor: nur jeder Zwanzigste wird sie bestehen. Um ein Uhr nachts signalisieren drei Kanonenschüsse den Beginn der Prüfung: die Kandidaten betreten, beladen mit Tusche, Pinseln, Proviant und Bettzeug, das Prüfungsgelände, wo sie dreimal drei Tage und zwei Nächte in zugigen Einzelzellen verbringen werden. Streng bewacht und kontrolliert, müssen sie dort Fragen zu den kanonischen Schriften beantworten, Aufsätze zu Verwaltungsfragen und politischen Themen schreiben. Die Glücklichen, die diese Prüfung bestehen, haben Aussicht auf einen niedrigen Beamtenposten – oder auf die nächsthöhere Prüfung in der Hauptstadt.

Donnerstag, 18. August 1966. Um fünf Uhr morgens betritt Mao Zedong in grüner Uniform den Platz des Himmlischen Friedens. Die Hymne »Der Osten ist rot« schallt über den Platz, auf dem sich mehr als eine Million Menschen drängen: Jugendliche, Schüler und Studenten, die in vollgestopften Zügen aus dem ganzen Land nach Beijing gekommen sind, um ihr Idol zu sehen. Sie halten das rote Büchlein mit Maos Worten hoch, aus dem sie auswendig rezitieren; viele von ihnen tragen stolz die Armbinde der »Roten Garden«, die sie als Speerspitze der Großen Proletarischen Kulturrevolution ausweist. Ein Meer von roten Fahnen bedeckt den Platz, »Lang lebe die glorreiche Kommunistische Partei Chinas!«, »Lang lebe der Große Vorsitzende Mao! Zehntausend Jahre! Zehntausend Jahre!«, gellt es aus Hunderttausenden Kehlen, während Mao sein Bad in der Menge nimmt. Keiner der jungen Leute wird dieses Erlebnis vergessen. Wer besonderes Glück hatte, erhaschte einen Blick des geliebten Führers, wer ihn gar berührte, wusch sich wochenlang nicht mehr die Hände.

Fünf Szenen aus der Geschichte Chinas. Fünf Szenen, die zeigen, wie radikal unterschiedlich die Erfahrungen der Chinesen in drei Jahrtausenden waren. Mehrfach sind die Chinesen sich im Laufe ihrer Geschichte selbst fremd geworden. Konfuzius kannte die Riten der Shang nicht mehr – und hätte er sie erlebt, er wäre entsetzt gewesen. Die Chinesen

des 9. Jahrhunderts wiederum trennten Welten von der Kultur des Konfuzius: die Weisen der Alten seien seit 1000 Jahren in Vergessenheit geraten, hieß es, und selbst ihre Sprache war unverständlich geworden. Die Buchgelehrten der späten Kaiserzeit hinwieder hätten das zügellose Treiben der buddhistischen Prozession verteufelt; sie suchten ihr Heil in »konfuzianischen« Prüfungen – die Konfuzius selbst niemals bestanden hätte. Intellektuelle des 20. Jahrhunderts schließlich ziehen die gesamte alte Gesellschaft der »Menschenfresserei«, und die Roten Garden zogen aus, um alle alten Gewohnheiten mit Stumpf und Stiel auszurotten.

Warum dieser Hinweis? Dass Geschichte vom Wandel der Dinge handelt, ist eine Binsenweisheit. Geschichtsbewusstsein ist nichts anderes als die Einsicht in die grundlegende Unbeständigkeit aller Formen. Nur in China scheint das anders zu sein. Der alte Topos vom »ewigen China« wirkt noch immer in vielfacher Gestalt: die Lehren des Konfuzianismus und Daoismus, die rätselhafte Schrift, die listigen »Strategeme« und viele andere Merkmale der »chinesischen Kultur« erscheinen uns in zeitenthobener Würde – als ob sie keine Geschichte hätten. Populäre Darstellungen – auch und gerade von Chinesen geschriebene – tragen zu dieser Verklärung bei, aber selbst gestandene Wissenschaftler heben auf Kontinuität und Beständigkeit der chinesischen Kultur ab.

Paradoxerweise scheint diese ahistorische Perspektive ein Effekt der Geschichtsschreibung selbst zu sein. Geschichtsschreibung – nicht nur die chinesische – hat die Funktion, die verstörende Unbeständigkeit der Welt zu kompensieren, indem sie Kontinuitäten konstruiert. Sie verkürzt teleskopisch, rückt disparate Ereignisse nachträglich zusammen und stiftet ihnen einen sinnvollen Zusammenhang. Dadurch verleiht sie ihrem Gegenstand eine Kohärenz, die ihm an sich nicht innewohnt, schärfer noch: dadurch bringt sie ihren Gegenstand allererst hervor.

Die chinesische Geschichtsschreibung vermittelt seit 2000 Jahren das Bild einer homogenen Hochkultur, die sich im Rahmen eines mächtigen Einheitsreichs entfaltet hat. Reichsgeschichten der Kaiserzeit erzählten, wie Herrscher im zyklischen Auf und Ab der Dynastien kamen und gingen, auch Grenzen sich hier und da verschoben – doch die Einheit der Tradition erschien unerschütterlich. Die Nationalgeschichten des 20. und 21. Jahrhunderts erzählen die Geschichte Chinas als Aufstieg des chinesischen Volkes und seiner Selbstfindung im Nationalstaat. 5000 Jahre soll diese Geschichte überspannen! Die Chinesen hätten schon im 3. Jahrtausend v. Chr. am Mittellauf des Gelben Flusses eigene Staaten –

die »Drei Dynastien«: Xia, Shang, Zhou – gegründet und ihren Einfluss von dort aus in Auseinandersetzung mit »Minderheitenvölkern« sukzessive auf fast einen ganzen Kontinent ausgedehnt. So sei zusammengelassen, was zusammengehört, und die chinesische Nation zu dem geworden, was sie immer schon war.

Was aber ist der Grund für dieses monolithische Geschichtsbild? Warum das Beharren auf Einheit und Beständigkeit? Wenn Geschichte auf das Problem von Kontinuitätsbrüchen reagiert, indem sie Kontinuitäten beschreibt, so ist zu vermuten, dass sie dies umso nachdrücklicher tut, je gravierender das Problem ist. Mit anderen Worten, der Erzählung von Einheit und Kontinuität dürfte eine zutiefst prägende Erfahrung von Haltlosigkeit und Diskontinuität zugrunde liegen. Wenn Geschichte ihren Gegenstand selbst hervorbringt, so heißt das: nicht die nationale Geschichte mündete in den Nationalstaat, sondern erst Chinas Selbstverständnis als Nationalstaat erforderte eine Geschichte, die diese neugefundene Identität legitimierte.

›China« und die ›Chinesen« sind Geschöpfe der Geschichtsschreibung. Das chinesische Wort für China, *Zhongguo*, war ursprünglich ein Plural: es meinte die »Mittleren Staaten« der Nordchinesischen Ebene. Später wurde daraus ein Singular: das »Reich der Mitte«, Siedlungsgebiet der Chinesen. Im 17. bis 19. Jahrhundert nahm *Zhongguo* schließlich eine Bedeutung an, die weit über das chinesische Kernland hinausging und ein Vielvölkerreich bezeichnete. Damit erst wurde es plausibel, unterschiedliche ethnische, religiöse und regionale Gruppen, die sich zuvor als eigenständig definiert hatten, pauschal ›Chinesen« zu nennen. Am besten versteht man ›China« als Kollektivsingular, der eine Vielfalt von Verschiedenem in einem Begriff bündelt: separate Orte in einem Raum, unterschiedliche Verhaltensmuster in einer Kultur, individuell verschiedene Menschen in einer Nation, lokale Dialekte in einer Hochsprache, nicht zuletzt: disparate Ereignisse in einer Geschichte.

Es geht der vorliegenden Darstellung nicht darum, solche Selbstbeschreibungen als Konstruktionen zu entlarven, sondern sie als Teil der Geschichte ernst zu nehmen. Sie verweisen – das ist die These dieses Buchs – auf das Grundproblem der chinesischen Geschichte: die Ordnung einer heterogenen Gesellschaft. Auf jede Steigerung sozialer Optionen reagierte die chinesische Gesellschaft mit neuen Ordnungsmustern, um diese Komplexität zu bewältigen, auf jede Zunahme von Kontingenz mit Strategien, um die Ambivalenzen zu bändigen. Erzählungen von Ein-

heit antworten auf empirische Vielfalt, Beschwörungen von Kontinuität kompensieren die Erfahrung von Diskontinuität, eindeutige Weltbilder reagieren auf Ambivalenzen der Wirklichkeit. Allemal indiziert die Abwehrreaktion den Infekt. Dieser Zusammenhang zwischen kulturellen Formen und den zugrundeliegenden Problemen einer ständig komplexer werdenden Gesellschaft bildet das Leitmotiv dieses Buches.

Diese *Geschichte Chinas* geht davon aus, dass Kultur in China von Anfang nicht durch Einheitlichkeit, sondern durch Vielfalt geprägt war, und zwar ganz emphatisch: nicht nur, dass chinesische Kultur Unterschiedliches vereint, sondern diese Vielfalt hat die Entstehung einer ›chinesischen‹ Kultur allererst möglich gemacht. König Wu Ding der Shang wusste noch nichts von China. Die Shang waren nur eine von vielen Regionalkulturen, die in Neolithikum und Bronzezeit nebeneinander siedelten: Welten in sich, die eigenen Sitten und Gebräuchen folgten. Erst als etwa im 9. Jahrhundert v. Chr. eine regelmäßige Kommunikation unter Eliten entstand, wurde ein familien- und regionenübergreifender Zusammenhang denkbar. ›China‹ ist also durch die Kontakte und Vermischung verschiedener Gruppen entstanden, und ›chinesische Kultur‹ bildete sich heraus als Lösung des Problems, dass unterschiedliche Lebensweisen sich einander anpassen mussten. In dem Maße, in dem die chinesische Gesellschaft vielschichtiger und differenzierter wurde, entwickelte sie kulturelle Formen, um diese Differenzen zu bearbeiten: Sitten, Bürokratie, Moral, aber auch Autokratie, Korruption, Totalitarismus und viele andere.

Indem solche kulturellen Formen nicht als Entfaltung urchinesischer Erbanlagen beschrieben werden, sondern als Antwort auf historische Bezugsprobleme, werden sie vergleichbar. Denn nicht nur China musste sich um Ordnung einer heterogenen Gesellschaft bemühen. Chinas Probleme – zum Teil auch seine Lösungen – finden Parallelen in Europa, Amerika oder im übrigen Asien. Mehr noch: viele Elemente der chinesischen Kultur entstanden erst durch den Kontakt mit asiatischen Nachbarvölkern oder mit den Staaten des Westens. Die Forschung der letzten Jahrzehnte hat die Erzählung von der Ausbreitung einer autochthonen Kultur, die alle Kraft aus sich selbst schöpfte und deren Strahlkraft sich die ›Barbaren‹ willig unterwarfen, Stück für Stück untergraben. Jahrtausendlang befand sich China »unter Gleichen«, umgeben von Nachbarvölkern, deren Staaten oft viel größer, mächtiger und kulturell kaum ärmer waren als der chinesische. Sie haben die ›chine-

sische« Kultur nachhaltig beeinflusst. Nicht »nationale« Stärke und selbstgenügsame Isolation prägten die Geschichte Chinas, sondern der ständige Einfluss der Umwelt.

Dennoch fand auch in China gesellschaftlicher Wandel immer *in* der Gesellschaft statt. China hat Einflüsse von außen nie ungebrochen aufgenommen (ebenso wenig, wie es seine Nachbarn einfach »sinisiert« hat), sondern stets eigenen Verhältnissen angepasst und kreativ umgeformt. Der Buddhismus hielt Einzug, indem er sich mit daoistischen Lehren verquickte; die Jesuiten erklärten das Christentum in chinesischen Begriffen, um es zu verbreiten; der Sozialismus nahm »chinesische Charakteristika« an; und die chinesische Interpretation der Moderne lässt sich nicht einfach durch das westliche Vorbild, sondern nur mit Verweis auf *multiple modernities* erklären.

Bei alledem kann von einer einheitlichen, von allen getragenen »chinesischen« Kultur bis in die Moderne nicht die Rede sein, erst recht nicht von einer Nation, das heißt einer klassenübergreifenden Solidargemeinschaft, an der jeder teilhatte. Zu kleinräumig waren die kommunikativen Möglichkeiten vor der Verbreitung des Buchdrucks, zu scharf die Differenzen zwischen Stadt und Land, Eliten und Volk. Jahrtausendlang herrschte in China eine dünne Eliteschicht – höchstens 10 % der Bevölkerung – über schrift- und namenlose Menschen. Diese Elite, die sich durch Mauern, Sitten, Kleidung, Endogamie und eine esoterische Literatursprache sorgfältig von ihrer Umwelt abgrenzte, prägte und repräsentierte die Gesellschaft als Ganzes: sie regelte den gepflegten Diskurs, machte Politik, sprach Recht, schrieb Geschichte, schuf Kunst und Literatur.

Das Substrat dieser Hochkultur bildete eine bunte Vielfalt von Lokalkulturen. Das einfache Volk lebte in weitgehend isolierten Gemeinden, pflegte lokale Kulte, sprach örtliche Dialekte, bewahrte eigentümliche Sitten. Sowohl untereinander als auch mit der Hochkultur der Oberschicht hatten diese Lokalkulturen nur punktuellen Kontakt: auch wenn sie Elemente der Hochkultur in jeweils angepasster Form übernahmen, blieb sie ihnen in einem tiefen Sinne fremd. Vielleicht erklärt das, warum so viele Lokalbeamte in den Regionen ihres Wirkens zu Göttern wurden: sie waren mit ihren Segen und Strafen buchstäblich aus einer anderen Welt gekommen.

Die vorliegende *Geschichte Chinas* handelt von diesen Göttern. Sie erzählt, wie die elitäre Gesellschaft entstand, wie sie sich im Kontakt mit

der Natur, mit Nachbarvölkern und den niederen Schichten des eigenen Volkes beständig umformte, anreicherte und erweiterte bis hin zur National- und schließlich zur Weltgesellschaft. Dieser Prozess soll nicht als kontinuierliche Ausformung *einer* Kultur beschrieben werden, sondern als Serie von immer neuen Interpretationen und Umformungen, aus denen jedesmal etwas Neues entstand.

Die Geschichte Chinas erscheint als Abfolge ehrgeiziger, aber letztlich erfolgloser Versuche der Eliten, die Vielfalt der Kulturen in China einer einheitlichen Ordnung zu unterwerfen: vom schnell gescheiterten Zentralisierungsprojekt der Qin bis hin zu den erschreckend effektiven Maßnahmen der VR China, Meinungsvielfalt und Protestbewegungen zu unterdrücken. Auch die Erzählung von der einheitlichen chinesischen Kultur, die heute erfolgreicher denn je propagiert wird, ist eine dieser Maßnahmen. Doch unter dem monochromen Putz der Nationalgeschichte zeigt sich ein buntes Mosaik, vielfach gebrochen, durchzogen von Rissen und feinen Schattierungen. Statt Einheit und Kontinuität erscheinen dem historischen Blick Vielfalt, Wandel und Diskontinuität. Die Geschichte Chinas beeindruckt nicht durch monumentale Größe und Geschlossenheit, sondern sie fasziniert durch Vielfarbigkeit und Kontraste.

Der Raum

9,6 Millionen km² umfasst das Gebiet der Volksrepublik China heute, kaum weniger als Europa vom Atlantik bis zum Ural: ein Land, so groß und vielgestaltig wie ein ganzer Kontinent. Auf rund 5000 km vom Pamir bis zum Pazifik und 3500 km von Südsibirien bis in die Tropen sind in China fast jeder Landschaftstyp und jede Klimaart anzutreffen: von tropischer, taifungefährdeter Küstenlandschaft bis zur subpolaren, kontinentalen Steppe; von den felsigen, inselreichen Küsten des Südens bis zu den Sandstränden des Nordens; von fluvialen Tiefland bis zu staubtrockener Wüste und den eisbedeckten Gipfeln des Himalaya. Der höchste Berg der Welt, der Mount Everest mit 8848 m, liegt ebenso in China wie einer der tiefsten Punkte, die Turfansenke mit 154 m unter Meereshöhe.

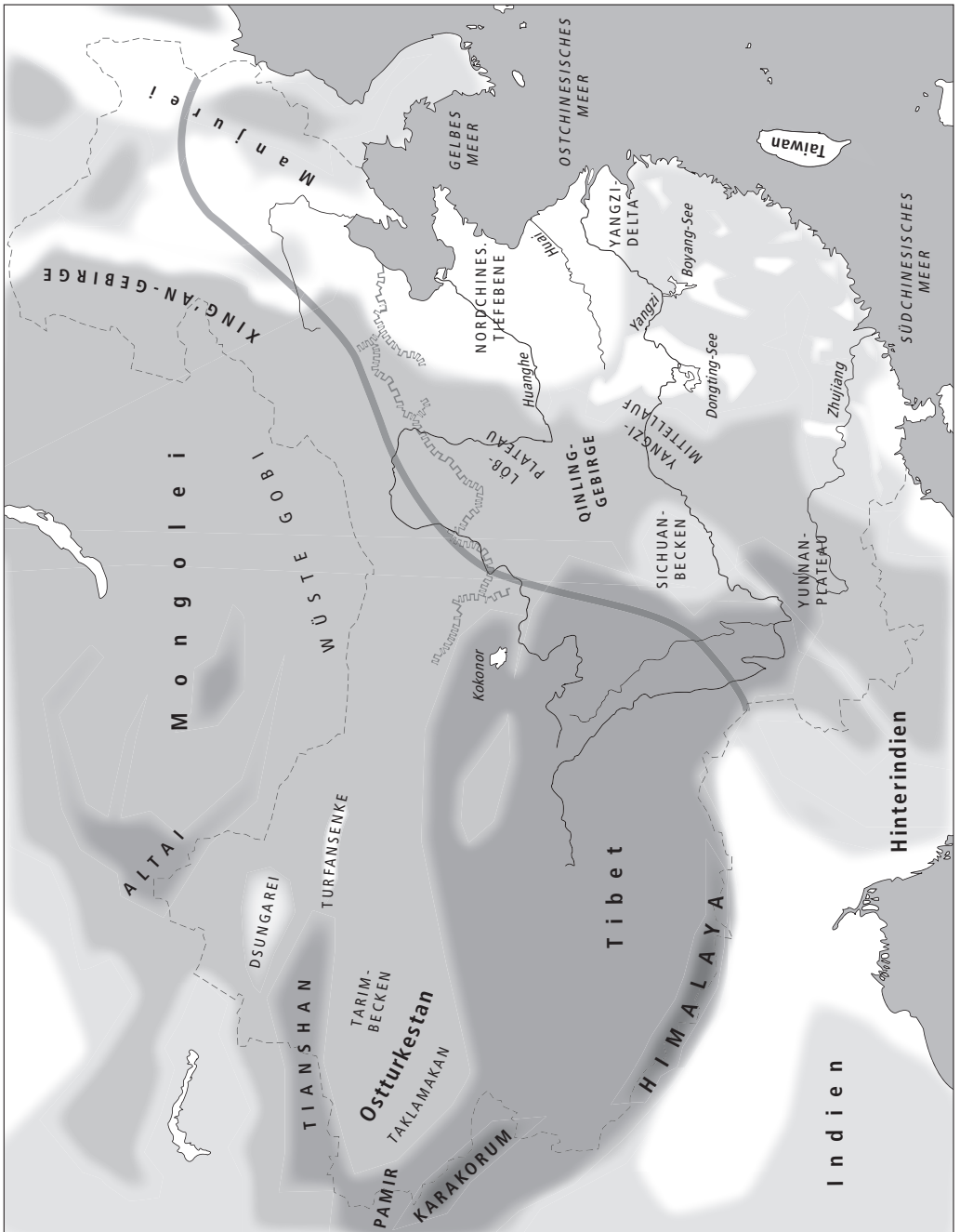
Die Landschaft in all ihrer Diversität hat die chinesische Gesellschaft tief geprägt – und umgekehrt: indem sie Sümpfe trockenlegten, Wälder abholzten, Kanäle gruben, Hügel terrassierten, Marschland gewannen

und der Natur in einem jahrtausendelangen Kampf ihre Schätze abringen, haben die Chinesen ihre natürliche Umwelt radikal umgeformt.

Wenn es überhaupt eine Konstante in Chinas Geschichte gibt, die des Wandels der Zeiten überhoben ist, dann sind es die Berge. Lange vor dem Menschen entstanden, haben sie seinen Lebensformen von Anfang an den Rahmen gesteckt. Die Achttausender des Himalaya und Karakorum, der Pamir, Tianshan und das Altai-Gebirge trennen Ostasien von Südasien, Mittelasien und Westsibirien. Östlich dieser gewaltigen Bergketten fällt das Land in drei großen Stufen ab, die ihm ein charakteristisches Profil verleihen. Das Tibet-Plateau und Qinghai, beide über 4000 m hoch, bilden das »Dach der Welt«. Nördlich und östlich davon bilden das Tarim-Becken, das Mongolische Plateau, das nordchinesische Lößplateau, das Sichuan-Becken und das Hochland von Yunnan eine zweite Stufe in etwa 1000–2000 m Höhe. Die Hügel und Ebenen im Osten und Süden schließlich, das dichtbesiedelte Kernland Chinas, bilden mit unter 500 m Höhe die dritte Stufe.

In diesem fruchtbaren, klimatisch begünstigten Hügel- und Tiefland entstand und verbreitete sich die chinesische Kultur. Dort fließen der »Gelbe Fluss«, Huanghe, und der Yangzi, die Lebensadern der chinesischen Welt. Beide Ströme entspringen im Hochland von Qinghai und durchfließen, geleitet vom abfallenden Relief, das chinesische Kernland von West nach Ost. Die Wasserscheide zwischen Huanghe und Yangzi, zugleich die wichtigste Barriere zwischen Nord und Süd, bildet das bis zu 4000 m hohe Qinling-Gebirge. Auf etwa 33 Grad nördlicher Breite von West nach Ost verlaufend, wirkt es als klimatische Grenze, die China in zwei grundverschiedene Hälften teilt. Es trennt die sibirischen Winde, die in den Wintermonaten kalte, trockene Luft von Norden bringen, von den feuchtwarmen Monsunwinden des Südens, die im Sommer für reiche Niederschläge sorgen. Die ausgeprägten klimatischen Unterschiede zwischen Nord und Süd führten dazu, dass an den großen Flüssen des Nordens und Südens zwei ganz unterschiedliche Kulturräume entstanden, geprägt durch andere Wirtschaftsweisen, Lebensformen und Mentalitäten.

In Nordchina mit seinen großen Anbauflächen herrscht trocken-kontinentales Klima, geprägt von heißen Sommern und staubigen, klirrend kalten Wintern. Die Niederschläge von 50–60 cm jährlich fallen vor allem in den Sommermonaten, die Wachstumsperiode dauert nur ein halbes Jahr. Auf dem gelben, fruchtbaren Lößboden, mit dem die Winde



China physisch.

- heutzutage Staatsgrenze
- Chinesische Mauer
- 400 mm-Isohyete (Niederschlag)

der letzten Eiszeit Nordchina in bis zu 200 m dicken Schichten überzogen haben, werden hauptsächlich Weizen und Hirse im Trockenfeldbau kultiviert. Die Landwirtschaft in Nordchina ist ein prekäres Unternehmen. Einerseits führen unregelmäßige Niederschläge dort fast jährlich zu Dürren, andererseits können die verheerenden Überschwemmungen des Gelben Flusses in der Nordchinesischen Ebene ganze Ernten vernichten. Hohe Dämme, die bisweilen sogar Stadtmauern überragen, zeugen vom jahrtausendelangen Kampf der nordchinesischen Bauern gegen die Unbilden der Natur. Die »gute Erde« verlangt ihnen seit jeher härteste Arbeit ab, um eine karge Subsistenz zu gewähren.

Ganz anders der Süden, jenseits von Qinling-Gebirge und Huai-Fluss. Hier sorgt der Monsunwind, der im Sommer warme, feuchte Luft aus Südosten bringt, für regelmäßige, ergiebige Regenfälle von 100–120 cm; der Yangzi bietet reiche, zuverlässige Wasserversorgung. Das Zusammenwirken dieser Faktoren macht das Yangzi-Tiefland mit seinen Roterde- und Sandsteinböden zum fruchtbarsten Gebiet Chinas. Hier wird vor allem Nassreisanbau betrieben, mit Weizen als Zweitkultur. Die rund neun Monate lange Vegetationsperiode ermöglicht zwei Ernten im Jahr. Der Süden ist die Kornkammer Chinas und seit tausend Jahren sein demographischer Schwerpunkt: noch immer lebt der Großteil von mittlerweile 1,3 Milliarden Chinesen im Süden.

»Im Süden das Boot, im Norden das Pferd«, sagt man in China. Während die weiten, trockenen Ebenen des Nordens der Bewegung von Menschen und Gütern kaum Hindernisse entgegenstellen, war die Kommunikation im Süden stets wesentlich schwieriger. Dort ist das Land durchzogen von Hügeln und Flüssen, die das Fortkommen auf dem Landweg erheblich erschweren. Sie sorgen zum einen dafür, dass der Süden lange vom Norden abgeschnitten war: der Yangzi markierte lange Zeit die definitive Grenze der chinesischen Zivilisation. Zum anderen bewirken sie, dass der Süden in sich stark zersplittert ist und in viele gesonderte Regionen zerfällt. Einige von ihnen waren so stark isoliert, dass sie als eigenständige Makroregionen zählen dürfen. Das Sichuan-Becken, durch große Bergketten isoliert, wurde erst spät von Chinesen erschlossen und hat im Laufe der Geschichte immer wieder politische Selbständigkeit behauptet. Das südöstliche Küstengebiet Fujians wurde durch das Wuyi-Gebirge ebenso vom chinesischen Kulturkreis abgeschottet wie der Südwesten durch die dschungelbedeckten Berge Guizhous und Yunnans.

Diese topographischen und kulturellen Abgrenzungen wirken sich in der Geschichte allenthalben aus. Es ist kein Zufall, dass schon die Steinzeitkulturen sich in Nord und Süd unterschiedlich ausbildeten, dass Reichseinigungen stets von den großen Ebenen des Nordens ausgingen, nicht aber vom zerklüfteten Süden, dass Sichuan im chinesisch-japanischen Krieg zur letzten Bastion der Guomindang wurde und dass Deng Xiaoping 1992 in Guangzhou zu wirtschaftlicher Liberalisierung aufrief, nicht in Beijing. Viele Aspekte der Geschichte Chinas lassen sich nur verstehen, wenn man die großen regionalen Unterschiede des Landes im Auge behält.

Doch die Kontraste innerhalb des chinesischen Kernlandes wiegen gering im Vergleich mit denen zu den umliegenden, höher gelegenen Regionen Zentralasiens: den Bergen und Hochplateaus Tibets und der Mongolei sowie den ariden Beckenlandschaften Xinjiangs. Diese Gebiete wurden, ebenso wie die manjurische Tiefebene, erst im 18. Jahrhundert in das Reich der Qing integriert und haben noch heute den Status autonomer Regionen. Sie sind durch natürliche Grenzen klar vom eigentlichen China getrennt: durch das tibetisch-chinesische Grenzgebirge im Westen, das Große Xing'an-Gebirge im Osten und – bezeichnenderweise – durch eine von Menschenhand errichtete Barriere, die Große Mauer, die von Gansu bis zum Golf von Bohai die Grenze Nordchinas markiert. Doch die entscheidende Grenzlinie der chinesischen Zivilisation ist gänzlich unsichtbar: die agrarklimatische Grenze des Regenfeldbaus, die in einem langen Bogen von der Manjurei, entlang der Mauer, bis nach Qinghai und Tibet verläuft. Sie bildet die Scheide zwischen Ackerland und Weideland. Nördlich und westlich dieser Linie fallen jährlich weniger als 400 mm Niederschlag, was ertragreiche Landwirtschaft fast unmöglich macht.

Dort liegen die ausgedehnten Wälder der Manjurei, Heimat des letzten Kaiserhauses, die Mongolei mit ihren weiten Grassteppen und der Wüste Gobi sowie das 1,6 Millionen km² große Ostturkestan, heute Xinjiang, mit der Dsungarei, dem Tarim-Becken und der knochentrockenen Wüste Taklamakan. Südlich dieser hochgelegenen, von allen Wasserstraßen abgeschnittenen Becken verhindern die ariden Hochplateaus von Qinghai und Tibet das Vordringen des Ackerbaus.

Im Laufe der Zeit hat sich der Unterschied zwischen dem chinesischen Stammland und diesen Gebieten zum Klischee verfestigt. Hier die Chinesen: sesshafte Bauern, die geduldig ihre Scholle bestellen, und

kultivierte Städter in festgefügtten Häusern, die Profite wägend Handel treiben und die höchste Erfüllung in Kunst, Dichtung und Philosophie finden. Dort die ›Barbaren‹: namenlos und ungestüm, nomadisierende Schaf- und Pferdezüchter, über sich nichts als den Himmel und um sich die endlose Weite der Steppe, rastlose Reiter, deren Leben aus Jagd und Kriegen besteht. Ihre Sprachen – Türkisch, Mongolisch, Manjurisch (eine Ausnahme bildet das Tibetische) – sind dem Chinesischen nicht einmal verwandt, Schrift haben sie lange nicht besessen. Hier geht es nicht bloß um den Unterschied zwischen Reis- und Hirsekultur, sondern um den Gegensatz von völlig verschiedenen Lebensweisen.

Jahrtausendlang bildeten die ›barbarischen‹ Steppenbewohner den Gegenentwurf zur chinesischen Kultur; sie waren das *Alter*, von dem sich Chinas *Ego* abgrenzte. Gerade dadurch definierten sie die chinesische Gesellschaft. Angesichts des Kontrasts zu den Steppenvölkern erschien es plausibel, ›China‹ allen inneren Differenzen zum Trotz als Einheit darzustellen.

Doch ebenso wenig, wie die innere Einheit Chinas einer genaueren Untersuchung standhält, überzeugt die Abgrenzung nach außen. Bei näherem Hinsehen zeigt sich, dass die Trennlinien keineswegs so scharf konturiert sind, wie sie zunächst erscheinen. Dann fällt auf, dass chinesische Herrscher seit je Heiratspolitik mit Fremdvölkern betrieben haben; dass die Xiongnu in Chinas größtem Geschichtswerk als ferne Verwandte der Chinesen beschrieben werden; dass die großen Herrscherhäuser der Zhou, Qin und Tang Wurzeln im Westen, außerhalb der chinesischen Stammlande hatten; dass so manche ›Barbaren‹ sich chinesischer gegeben haben als die Chinesen; und vor allem: dass nicht wenige von ihnen – Tuoba, Khitan, Jurchen, Mongolen, Manjuren und andere – für einen großen Teil der letzten 2000 Jahre sogar in China geherrscht haben und weit darüber hinaus. Unter diesen Dynastien hat das Reich seine größten territorialen Ausdehnungen erreicht, sie schufen allererst die Voraussetzung für Chinas heutige Größe.

Die scharfe Abgrenzung Chinas nach außen ist ebenso ein Mythos wie die Entgrenzung im Inneren. Das chinesische »Einheitsreich« war ethnisch und kulturell nie einheitlich. Mongolen, Turk-, Thai- und andere Völker, sogar Indoeuropäer lebten seit je inmitten der ›chinesischen‹ Bevölkerung. Sie brachten Krieg und Verluste, aber auch Anregung und Bereicherung für die ›chinesische‹ Kultur.

Die Zeit

Wenn von Länge, Einheitlichkeit und Kontinuität der chinesischen Geschichte die Rede geht, darf der Hinweis auf die Dynastientafel nicht fehlen. Sie ist die Legitimationsurkunde des monolithischen Geschichtsbildes. In unabweisbarer Evidenz führt sie vor Augen, wie ein chinesisches Herrscherhaus unfehlbar auf das andere folgte und die Einheit des Reiches wahrte. Die Herrscherlisten und Zahlenkolonnen, die über alle wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Umbrüche hinweggehen, beeindrucken durch ihre Geschlossenheit. Doch ein näherer Blick zeigt Risse und Bruchstellen dieses Geschichtsbildes, Diskontinuitäten, die durch die gleichförmige Liste kaschiert werden.

Schon nach den ersten beiden Dynastien, deren historische Details noch weitgehend im Dunkeln liegen, verzettelt sich die Geschichte Chinas: die Dynastien Zhou, Han und Jin zerfallen in »Westliche« und »Östliche« Teile, sodann liest man von »Kämpfenden Staaten« – im Plural –, »Drei Reichen«, »Südlichen und Nördlichen Dynastien«, »Fünf Dynastien« und sogar »Zehn Königreichen«, die in China geherrscht haben. Alles andere als ein kontinuierliches Einheitsreich, war China über viele Jahrhunderte seiner Geschichte in verschiedene Herrschaftsgebiete geteilt. Allein in den knapp 1700 Jahren vom Ende der Han (220) bis zum Sturz der Qing (1912) war China rund 750 Jahre lang in verschiedene Staaten zersplittert. Die Theorie von der dynastischen Folge ließ sich von Anfang an nur mit einer spitzfindigen Hilfskonstruktion aufrechterhalten: der Annahme, dass jeweils nur eines der konkurrierenden Herrscherhäuser die »rechtmäßige Linie« (*zhengtong*) repräsentiere.

Aber auch die großen, maßgeblichen Dynastien beherrschten kaum je das ganze ›chinesische‹ Kernland. Die Han mussten ihre Ostgebiete zunächst einer Reihe von Titularkönigen überlassen, später übten große Landbesitzer die wahre Macht in den Provinzen aus; die Tang verloren nach 150 Jahren die Kontrolle über große Gebiete, in denen Generäle autonom herrschten; das Reich der Song war von vornherein im Norden und Westen beschnitten; und bis in die späte Kaiserzeit war der gesamte Süden überhaupt nur punktuell entlang der Küsten und Flüsse besiedelt: erst in der Song-Zeit wurden Fujian und Hunan erschlossen, Guizhou und Yunnan sogar erst in der Qing-Zeit.

Auch diese Geschichte Chinas wird nicht umhinkönnen, von Dynastien – »den Song« oder »den Ming« – zu sprechen, als repräsentierten sie

Dynastientafel

Xia?	?–17. Jh.? v. Chr.	
Shang	17. Jh.? – 11. Jh. v. Chr.	
Zhou	11. Jh. – 256. v. Chr.	West-Zhou (11. Jh. – 771 v. Chr.) Chunqiu (722–481 v. Chr.) Zhanguo (453–221 v. Chr.)
Qin	221–206 v. Chr.	
Han	202 v. Chr. – 220 n. Chr.	Westliche Han (202 v. Chr. – 9 n. Chr.) Xin (9–23 n. Chr.) Östliche Han (25–220 n. Chr.)
Drei Staaten	220–280	Wei (220–265) Shu (221–263) Wu (222–280)
Jin	265–420	Westliche Jin (265–317) Östliche Jin (317–420)
Südliche und Nördliche Dynastien	420–589	16 Staaten der 5 Barbaren (304–439) Nördliche Wei (Tuoba, 386–534) Liu-Song (420–479) Südliche Qi (479–502) Liang (502–557) Östliche Wei (534–550) Westliche Wei (535–557) Chen (557–589) Nördliche Qi (550–577) Nördliche Zhou (557–581)
Sui	581–618	
Tang	618–907	
Fünf Dynastien	907–960	Spätere Liang (907–923) Spätere Tang (923–936) Spätere Jin (936–947) Spätere Han (947–951) Spätere Zhou (951–960)
Song	960–1279	Nördliche Song (960–1126) Liao (Khitan, 916–1125) Xixia (Tanguten, 1038–1227) Jin (Jurchen, 1115–1234) Südliche Song (1127–1279)
Yuan (Mongolen)	1271–1368	
Ming	1368–1644	
Qing (Manjuren)	1635–1912	
Republik China	1912 – heute	auf dem Festland (1912–1949) auf Taiwan (1949 – heute)
VR China	1949 – heute	

ganz China. Das ist nicht mehr als ein Notbehelf, der komplexe Zusammenhänge stark vereinfacht – ebenso wie die Rede von ›China‹. Als primär strukturierende Elemente jedoch sollen Dynastien hier nicht verwendet werden. Stattdessen bestimmt der oben beschriebene Zusammenhang zwischen dem Strukturwandel der chinesischen Gesellschaft und den Ordnungsmustern, die damit einhergehen, die neun Kapitel dieses Buches.

Es beginnt (1) mit der Vorgeschichte, als sich lokal beschränkte *segmentäre* Gemeinschaften herausbildeten, die durch *Gewalt* geordnet wurden. Im frühen 1. Jahrtausend v. Chr. entstand (2) eine *stratifizierte* Adelsgesellschaft, die lokale und Verwandtschaftsgruppen transzendierte: jetzt wurden *Sitten* für den Umgang mit Fremden gebraucht. Als diese Adelsgesellschaft sich im späten 1. Jahrtausend v. Chr. auflöste (3), wurde die Differenz zwischen *Zentrum und Peripherie* zum entscheidenden sozialen Strukturmerkmal; ihr entsprach die Entwicklung einer *Bürokratie*, die zwischen beiden vermittelte. Als (4) die Orientierung an der Zentrale zunehmend familiären und konfessionellen Verbänden wich, wurde *Religion* zum integrierenden Ordnungsfaktor. (5) In einer Gesellschaft, die seit dem 8. Jahrhundert von *Regionalismus* und hoher sozialer Mobilität geprägt war, wirkte die *Moral* als integrierendes Element. Als (6) die soziale Mobilität so zunahm, dass eine *Auflösung der ständischen Ordnung* drohte, diente die *Despotie* als letztes Mittel, um die Gesellschaft zu stabilisieren. Ab dem 19. Jahrhundert (7) war der Übergang zu einer *funktional differenzierten* Gesellschaft unübersehbar geworden, für die Partizipation und die Selbstbeschreibung als *Nation* angemessene Ordnungsmuster boten. Im 20. Jahrhundert (8) führte zunehmende Integration von Unterschichten zu einer *Massengesellschaft*, die mit den Mitteln des *Totalitarismus* gebändigt wurde. Seit China im 21. Jahrhundert (9) Teil der *Weltgesellschaft* geworden ist, sorgt ein virulenter *Nationalismus* für sozialen Zusammenhalt.

Diese Einteilung der Geschichte lässt ›China‹ nicht mit den Shang oder Zhou beginnen, sondern mit der sozialen Stratifizierung im 9. Jahrhundert v. Chr.; sie setzt eine Zäsur mitten in der Zhou-Zeit, leugnet dagegen den epochalen Einschnitt der Reichsgründung. Mehr noch: sie trennt die großen Dynastien Han und Tang jeweils in ihrer Mitte ab, lässt mit dem späten 18. Jahrhundert – auf dem Höhepunkt der Qing – eine neue Phase beginnen und gesteht nicht einmal der »Befreiung« von 1949 den Status einer historischen Zäsur zu. Diese Perspektive mag Si-